

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-257466](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-257466)

Allerlei Neues, zu Spaß und Ernst.

Fortgesetzte Betrachtung über das Weltgebäude.

Der Mond.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig seyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirthshaus. Derselbe wird aber ersucht, zuerst den Artikel über die Erde und Sonne im Jahrgang 1813 noch einmal durchzulesen, wenn er alles verstehen soll, was jetzt von dem Mond will gesagt werden. Was will denn von ihm gesagt werden?

Erstlich, der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermesslichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzig Mal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von hier entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wenns nicht seyn muß, und den gutmüthigen Leser im Numeriren zu üben, sondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

Zweitens, daß der Mond wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen scheint, will nicht viel sagen. Gesezt er stehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Ase. Daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nemlichen Erscheinungen, wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herabreichte, und auch an dem Cruzifix in Felde angeknüpft würde, so müßte sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond ist beschwogen nicht um die Erde herum gegangen, sondern die Erde durch die Umbrehung um ihre Ase hat den Faden selber an sich aufgewunden.

Drittens, der Mond muß auch sein Licht

und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nemliche Hälfte hell, und die nemliche finster bleibe, so dreht sich der Mond wie die Erde ebenfalls um sich selber oder um seine Ase, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn Beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen, in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herumwandeln. Der Tag dauert dort an Einem Ort so lange als ungefähr 2 von unsern Wochen und eben so lang die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt 223 zu schlagen oder 309. — Aber

Viertens, der Mond bewegt sich in der nemlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nemlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern nach ein Paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leser herum führe, so müßte er doch zu letzt wieder zu dem nemlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat, also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nemlichen Sternlein auf, wenns noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nemliche Zeit ist er schon um ein beträchtliches vorgerückt, aber ohngefähr in oben benannter Zeit, etwas

Q

früher kommt er wieder zu dem nemlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens, da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für eine Bewandnis hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht, wenn schon nicht in schnurgerader Linie. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und Erde heraus tritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellen Mondkugel, der immer größer wird, bis zum Ersten Viertel.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig besiegt wird.

Der Vollmond, ist wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, wenn schon nicht in schnurgerader Linie. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinaus schauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich auf der andern Seite herumbiegt, um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag bestegt,

bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dies ist der Mondwechsel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie vor der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nemlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf schnurgerade zwischen die Erde und die Sonne hineinrückt, so können wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das nennen wir alsdann eine Sonnenfinsterniß, die Sonnenfinsterniß kann nur im Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintritt, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dies ist alsdann die Mondfinsterniß. Die Dunkelheit die wir am Mond erblicken, ist nichts anders als der Schatten von unserer eigenen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Volllicht statuiert werden. Alle diese Finsternisse nun, die einzig von der Bewegung des Mondes und der Erde herrühren, wissen wir Sternseher und Kalendarmacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt weiter hinaus vorher zu sagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. Woher wißt ihr, fragt der vorsichtige Leser, daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder nahe; und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie es euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen? Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finsterniß voraussagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute sie anfängt, und wie tief sie sich in den Mond oder in die Sonne hineinfriszt. Oder sagt's auch vo-

aus, wenn ihr könnt, und warum sucht ihr es im Kalender, wenn ihr meint, wir falliren.

Siebentens, und wenn der Mond in seinem vollen Licht am Himmel erscheint, sieht er bei allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht, und mit seinen hellern und blässern Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit verirrt, und ihnen weiß gemacht, die hellern Theile seyen Land, von welchen die Lichtstrahlen wieder zurückprellen, und die dunklern seyen Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem Perspektiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffener Sternseher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdecket als Land und Wasser, nemlich auch Land aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet, und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam aus der Regel betri? Die höchsten Berge auf dem Mond sind höher als die höchsten auf der Erde, nemlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit, Berge auszumessen, die unser einer (der geneigte Leser ist gemeint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch

Achtens und **Lehtens** was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat? Antwort. — Was die Erde. Er hat eben so viel Recht da zu seyn, als wir. So viel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Widerschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mädchen lassen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste Generalwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde

mit ihrem Sonnenglanz, in wechselndem Licht an die finstere Halbfugel des Mondes, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen? Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt. Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der, von der erleuchteten Halbfugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Mond.

Zudem hat der Mond einen großen Einfluß auf die Luft und Witterung der Erde, und durch sie auf Gewächse, Thiere und Menschen. Jedermann weiß, daß sich am liebsten um die Zeit der Mondwechsel, das Wetter ändert und bricht. Wenn wir Kalendermacher den Mond nicht hätten, wir könnten nicht Jahr aus Jahr ein, und wers verlangt, von Tag zu Tag das Wetter also voraussagen, daß es manchmal wunderbarlich eintrifft. Ja wer schon auf dem Meere gewesen, oder in einer Seestadt in Arbeit gestanden, oder in Garnison gelegen ist, weiß was Fluth und Ebbe heißt, wann das Meer von 6 zu 6 Stunden gegen das Ufer anläuft, und wieder zurück tritt. Diese Wasserfluth kommt größtentheils auch vom Mond her. Ja der Hausfreund getraut sich zu behaupten, daß noch andere und ganz kuriose Veränderungen auf dem Erdball vorgehen könnten, wenn einmal der Mond rebellisch werden, und nimmer kommen wollte.

Zudem ist es endlich gar wohl möglich, daß auch dieser Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von seltsamen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gebe um den Mond herum, und sey bloß wegen ihnen da, und wir könnten's ihnen auch besser sagen.

Mittel gegen Zanf und Schläge.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen, lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Als dann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel „Frau, sagte der Mann, die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab dir's doch schon so oft gesagt.“ Die Frau sagt: „Mir ist sie so eben recht.“ Der Mann bekommt etwas Röthe im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten.“ Die Frau erwiedert, „draußen in der Küche ist das Salzfaß. Ein andermal koch die selber, oder sich, wer dir kocht.“ Der Mann wird flammenroth, und wirft der Frau die Suppe samt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber.“ Setzt gehts der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht, und das Wasser schießt in die Räufe, und alle Mühlenräder gehn an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hegebuchenen Pinsel.“ — Solcher Lieblosungen endlich müde, gieng die Frau zu dem Pfarrhern und klagte ihm ihre Noth. Der Herr Pfarrer der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber Schuld an seinen Mißhandlungen sey. „Hat euch mein seeliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?“ sagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdessen goß er reines frisches Brunnen Wasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöhl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. Dieses Fläschlein, sagte er zu ihr, müßt ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so Euer

Mann wieder aus dem Wirthshaus kommt, und will Euch Vorwürfe machen, so nehm ein Schläcklein davon und behaltet's im Munde bis er wieder zufrieden ist. Als dann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können.“ Die Frau befolgte den Rath, das geweihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarsleute sagten oft zusammen, unsere Nachbarn sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. — Merke!

Betrachtung über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkenest in die Hand nimmt, und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkenest gleich sieht, und alle die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Als dann bittet sich der Künstler etwas ein, und meint jetzt sey er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu seyn glaubst, dazu käme, und könnte dein Nachwerk durchmustern, wie der Kunstherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken, und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkenest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht!“ Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnen-Gewebe. Der Mensch kann kein Spinnen-Gewebe machen.

Eben so ist es mit dem Gespinnst, wovon sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Carmeliter oder Franciskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein RaupenGespinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkenester in der Welt sehn einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies, bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ey. Eben so alle SpinnenGewebe, ein jedes nach seiner Art, eben so jede FranciskanerKutte des RaupenGeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja manches Thierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben, und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte, und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, übers Jahr mach ich's besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelneß ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran, und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Behrptel, lauter Meisterstücke. —

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann bekommt er manche Ehrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch, und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichts nutz! —

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein

Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein, und so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelneß und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort, jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anderst, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfnis recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt daß es recht sey. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Pallast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine KirchenUhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen, und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. Kannst du den Vers, sagte einmal der Hausfreund zu dem Bublein des Herrn Geigers:

„Gott du hast der Freuden Fülle? —

Das Bublein fuhr fort:

Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Du liebest mit stets gleicher Stärke das Gute nur, und deine Werke

sind Ordnung und Vollkommenheit.
„D, bilde mich nach dir, — —
„Sieh Kind“, sagte der Hausfreund, und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrer in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, sieh, sagte er, das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Lebenlang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Beruf zu erwerben und zu erhasen hat. Gesezt, sagte er, du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Thun, das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das nemliche in seiner Art so gut machen kann, als du. Du must nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du must nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ermel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn jedermann gestehn und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude, kann nichts anders seyn als die Vollkommenheit seiner Werke:

Da hielt das Bublein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„D, bilde mich nach dir“ —

Aus einem solchen Kind kann etwas werden.

Wie einmal ein schönes Ross um fünf Prügel feil gewesen ist.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hats schriftlich.

Ein Kavallerie-Offizier, ein Rittmeister kam in

ein Wirthshaus. Einer der schon drinn war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehn, ein Hebräer sagte, „daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Thro Gnaden drauf hergeritten sind.“

Gefällt er Euch, Sohn Jakobs, fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel anshielte, wenn er mein wäre,“ erwiderte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. Was brauchts hundert, sagte er, ihr könnt ihn um fünfzig haben.

Der Hebräer sagte: „thuns fünf und zwanzig nicht auch.“ — „Auch fünf und zwanzig“, erwiderte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf wenn ihr daran genug habt.“

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte, „meinewegen auch fünf,“ dachte der Hebräer, „hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten, und bin doch noch kocher. Herr, sagte er, Sie sind ein Offizier. Offiziers-Parole? Der Rittmeister sprach: Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr schriftlich? Lieber wär's mir, sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn, dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten, und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden ReitSaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, also gleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den.“

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: Der kanns noch besser als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Auweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thuts Sohn Jakobs?“

Der Hebräer sagte: „Na wie thut's, geht mir die andern auch, so bin ich absolvirt.“

„Das kann geschehen“, sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu seyn schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöppllein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer; „Ich weiß nicht soll ichs Euer Gnaden Dank wissen, oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat.“

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs auf den fünften könnt ihr lange warten“, und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betten um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstügen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Zeleffen was thu ich damit. Wenns der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß.“ Kurz der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt diesen Muthwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergiebt, um Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Die nasse Schlittenfahrt.

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein Paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Rißen und Säcke

auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn rekommandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm, sagten zu einander an einem schönen kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?“ — „Wohin?“ — „Zum Theodor.“ Sie nannten ihn nur mit dem Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten, und legten einen Sack voll Sprey darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nie überwerch im Fasz — Schlienger, Böllinger, Steinenstatter vier und achtziger, achtziger, vier und siebentziger. Beim vier und siebentziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem Wasgau funkelte, und die Bettglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Bettglocken laut wurden, sagte einer von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste.“ Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüft um! Dort links ist die Stubenthür.“ Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milchschrank, in der Meinung, es sey die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten, zu Sankt Johannes Segen, und ungefähr an die Lannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der vordere dachte: „Soll mir etwas passirt seyn, oder ist mein Camerad dahinten nicht wasserfest?“ Der Andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Cameraden etwas passirt?“ „Gevatter, kammelte endlich der Vordere, es scheint mir, ihr habt's euch kommod gemacht. Ich hått' euch wohl ein Paar Minuten lang das Leitseil halten mögen.“ — „Gevatter erwiederte der Andere, mir kommt's vor, ihr solltet nicht mehr saufen, als ihr bei euch behalten könnt.“ Während sie aber so Wortwechsel treiben, und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer nasser, und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapper-

ment, ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter", fuhr der zweite fort. — „Oder ihr mich", erwiderte der erste. „Wenn ich nicht da säße, wie einer zwischen den zwei Bückeln eines Trampeltthiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mit sammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen." — „Drum eben," erwiderte der erste. „Woher kommt's, daß euch das Wasser an den Beinen herabläuft?" Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren, und die Spreu aus dem Sacke ausleeren wollten, schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar der Schalk der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir so naß geworden." Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor." — Es war auch so.

Der Bauersmann und der Visitator.

Der Visitator an der Gränzstätte, wenn man verbotene Waaren ins Land bringen will, merkt's gleich, und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann, oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf, oder nicht. Er läßt zehen Unschuldige durchpassiren und nimmt's nicht genau. Den eilften der etwas hat, hält er an und visitirt ihm alle Säcke und Rätze aus, bis er's findet. Ehrlich währt immer am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Noth auf, weil man gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen thut auch ein loser Vogel dem Visitator einen Schabernack an, und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitator aus dem Häuslein heraus! „Halt! Was habt Ihr in euern Säcken." Der Bauersmann sagte halb leise und mit verzagter Stimme: „Haber", und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitator meinte, er blicke nach den Säcken und nach-

te: Holla! — „Ist sonst nichts darinn, als was ihr sagt?" — „Nein, sonst nichts." Der Eigenthümer einer Waare ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinander legt, und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitators Schuldigkeit und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitator seinen Gehülfen heraus. „Hier sind verdächtige Säcke zu visitiren." Man tastete daran herum. Man stach mit spitzen Visitirstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab, und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seyn. Es war auch nichts heimliches darunter. Also fasten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwoigten dazu, wie ein Präzeptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, ihr seyd ein ehrlicher Mann. Aber warum seyd ihr dann so verzagt und ängstlich gewesen? daran erkennen wir sonst das böse Gewissen, und haben ganz gewiß geglaubt einen guten Fang an euch zu machen." Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die Seite, und sagte wieder halb leise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erschaffen sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich hab ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben." Da fuhr der Visitator auf: „daß euch, ihr dieser und jener — Ich hätte den besten Lust" — Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht geheissen. „Es ist mir leid genug, sagte dieser, daß ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt."

Dankbarkeit.

In der See-Schlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu fragen, wo es ihn biß, nemlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtigt an einem Haare herab, und ließ ein armes Thierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zumachen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paß, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Thierlein gebückt hätte, hob er es schonend von dem Boden auf, und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast,“ — sagte er, — „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrapiren, denn ich kenne dich nimmer.“

Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Drassenheim an dem Kirchhof vorbei gieng, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert.“

Im Wirthshaus, wo die Schreiber beisammen saßen, bei einem lebhaften Disputat schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!“ sagte er, — nemlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes Weib,“ fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt.“ Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunder Wein, ich vergelt's dich, und sag dir's noch vorher.“ Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt.“

Jetzt gieng der andere Schreiber zum Wund-

arzt; „Herr Landchirurgus, wenn ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem ihr mir zinen Vorder-Arm aus dem Einbogen-Gelenk lösen könntet, so sagt mirs. Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen todten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen,“ und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibts noch keine Erscheinungen Buchhalter?“ — „Nein es giebt noch keine.“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte, und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schreiber war mausstill. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug seyn, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.“ Zum Drittenmal fuhr ihn der Schreiber langsam über das Gesicht; „und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte:“ „Hab ich dich,“ blieb ihm eine kalte todte Hand und ein abgetödteter Armstümmel in den Händen, und der kalte tödtende Schrecken, fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sey es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiederte: „Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh,“ — sagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich euch gezeigt habe.“

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein, saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte, während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knien gefessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle drückte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich Heinrich.“ Da war es als ob er aus einem tiefem Schlaf aufwache, und war so erschrocken, daß er nichts reden konnte. Denn er meinte, es sey ihm ein Engel erschienen und es war auch so etwas von der Art, nemlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holzbaarfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brod mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also daß sie dieselbe von dem karglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr

wachte und aus einem alten zerrissenen Buch von Holland erzählte, von den schönen Häusern von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der franken Frau mit kindlicher Gedult. Einmal aber früh um zwei Uhr sagte die Mutter: „Bete mit mir meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sey“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sey dein Bergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für diesmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt, und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war, und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte, in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster.“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte freundliche Frau von vornehmerm Ansehen in dem Hofe, und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen freundlichen Frau und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein das eures Brodes bedarf,“ sagte Franziska,

on
rn
en
as
au
un
nir
en
nd
de
ch,
es
it
e-
u-
e,
te
h
d
n
u
d
z
f
n
:
t
v
e
o
t
e



D 2 220

und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sey zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen, ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat ihre Bergelterin zu seyn, und sie war eines reichen rotterdammer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerinn. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten und der Vetter erzählte, wie es ausfah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paf in der Bochetta standen und die Destreicher davor, trat heiter und lächelnd mit allen Reizen der Tugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen, oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz und die Franzosen und Destreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante,“ sagte er zu seiner Base: „Ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist schade, daß sie nicht mehr ist, als das.“ Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden, als mein Kind.“ Der Vetter dachte das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten spazirte, „wie

gefällt dir dieser Rosenstock,“ fragte die Tante: Der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön.“ Die Tante sagte: „Vetter, du redest irra. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock.“ Der Vetter erwiderte: Die Rose, — „oder vielmehr die Franziska,“ fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt,“ sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie heirathen möchte. Die Tante sagte: „Vetter du bleibst noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwieder. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth.“ Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist mir nimmer, wie vor drei Wochen. Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll.“ Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöthen seyn ic. Der Herr, der aller Enden ic. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue ic.“ — und was sonst noch ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein Paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihrem Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer armen Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage „Kennst du mich Heinrich,“ keine Antwort gab, sagte sie:

„Ich bin Franziska, deine Schwester.“ Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen, und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollen Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbt.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde gütlich zu machen.

Weg hat er aller Wege
an Mitteln fehlt's ihm nicht.

Der böse Winter.

Mancher der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darinn ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran, und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden, und alles, was noch darinn war eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Etid, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs

1740 erzählt und geschrieben haben und wie es ausah, nicht nur in Moskau oder Smolensko, nicht nur am Fluß Borysibenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefrohr zu gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herab goß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nicht immer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind gieng, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ehlen tief gefrohren. Wollte der Todtengräber einem sein Grab auf dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfrohr in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtausend Ochsen.

Aber das kühne und muthwillige Menschengeschlecht weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegenstellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „Machet sie euch unterthan.“ Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, daß sey noch nicht das höchste, was man thun könne. Denn der

Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Also setzten sie mitten auf den Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches Laiblein Weißbrod und Schwarzbrod aus demselben gezogen, und zum Wunder und Andenken gegessen worden. — Dies ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das 6 Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Ausbruch. Also war um 3 Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an, und dachte: „Glizert ihr so lange ihr wollt, ihr seyd doch nicht so schön, als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle. Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: es könnte jetzt bald drei seyn. Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krächte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit gieng ins Feld, aber noch stand unser Musquetier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sey ausmarschirt schon um drei Uhr, kein Kamasschenknopf sey mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also gieng der Musquetier unabgelöst selber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen, und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musquetier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch ich sie auch nimmer.“ Zudem dachte er: „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kanns spani-

223

sche Rudeln ablegen,“ er meinte Köhrlein. Zudem dachte er: „der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse,“ und ob sonst schon etwas mochte geschehen seyn, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Köcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hünninger Deserteur, es sey ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sey ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, hübsch war er auch, und die Arbeit gieng ihm aus den Händen sink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Tochterlein, denn der Müller hatte Baken. Kurz die Heurath kam zu Stande. Also lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn seine Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand da gewesen, der dich nicht freuen wird.“ — „Wer?“ — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da.“ Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte, und sah mit nasen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist.“ Also zog er das blaue Köcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er thun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und gieng wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittirt eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nemlichen Stuck und nicht abzulösen.“ Da schaut der Obrist

den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermissten liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret seyn, gleich einem Borstborfer Aepfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nemliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch,“ nach soldatischem Herkommen und Geseß. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn, und mußten ihm alles erzehlen. Der Obrist aber der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federnthaler, und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Das Seewunder.

Vor Zeiten sprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Basilisken und Meerwundern. Heut zu Tag sieht man sie fast nur noch auf den Wirthshauschilden. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber seit vielen Jahren ist gleichwohl wieder das erste Meerwunder erschienen an den Küsten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menschliches Antlitz und hinten mit Haaren besetzt. Die Brust war mit einem rothlechten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber sah er aus, wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachsen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, so viel man durch das Wasser sehen konnte, war Fisch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte sich dieses Geschöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter, und kam wieder herauf, gleichsam zur Kurzweil, oder

seine Kunst an den Tag zu legen. Man redete es in schottländischer hernach auch in französischer Sprache an, weil dieses die bekannteste ist. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich sind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, also, daß man nicht verstehen konnte, was es sagte.

Es haben schon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres solche Meerwunder in zahlreicher Menge beisammen sitzen, und gleichsam ein menschliches Seeleben mit einander führen, also daß sie auch ihre Schulmeister, Nachwächter und Bögte haben. Das Wasser über ihnen ist gleichsam ihre Luft, und die Fische, die über ihren Köpfen herumschwimmen, sind so zu sagen, ihre Vögel. Aber gleicherweise als wir unsere höchsten Berge z. B. in der Schweiz nur selten besteigen, und nicht lange ausdauern können, in der Lauterkeit und Kälte der obersten Luft, also kommt auch selten ein solcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforscher, durch das Wasser bis an die schottländischen Küsten herauf, und der Hausfreund will nicht dafür schwören, daß nicht von dem nemlichen, von welchem hier die Rede ist, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 stehen wird, er sey hinaufgekommen, bis wo kein Wasser mehr ist, aber das Land gehe noch über das Wasser hinaus, und es leben daselbst Erdwunder, zweibeinige Fische, ohne Schuppen und Flossfedern, die ganz zahm scheinen, wenn ihnen anders zu trauen sey. Er habe sie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache sey ihm unverständlich vorgekommen, und so viel er merken konnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit.

Der gläserne Jude.

Im letzten Krieg stoh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager

der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Korn sack und legte ihn auf den Boden. „Nausel rühr dich nicht, sonst sind wir beide kapores.“ — „Doved ich rühr mich nicht.“ Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thüre herein, und, „wo ist der Spizbub,“ schrie er mit grimmiger Gebehrde; der Schwager erwiderte: „Na gestrenger Herr Unteroffizier! das mein Haus keine Spizbubenherberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd.“ Der Husar erwiderte: „Wo der Spizbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat,“ und visitirte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sacke da,“ fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? Glas.“ Da hieb im Born der Husar zuerst mit seinem Sabel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskraften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber der darinn steckte, bachte: „ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einsall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Born gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jüd inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder,“ sagte er, mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.

Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der

Vierte in Frankreich, sey es auch nur zu einem gutmüthigen Spas.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gerne unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ — Da lächelte der König, und sagte, „dazu kann euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ — Der König sagte: „Dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“ Also ritten sie mit einander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sey es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele, und sieht nicht um sich, was geschleht, wenn's ihn nichts angeht. Also gab auch der unfreie dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort, und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten, und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, gieng ihm ein Licht auf. „Herr,“ sagte er, und schaute seinen unbekanntem Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seyd ihr der König oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König, und sagte: „Ich bin's. Wenn ihr

euer Köhlein eingestelt und euer Geschäft versorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten, und euch auch meinen Ludwig zeigen.“

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seyd ihr der König oder der Bauer?“

Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatzschiere, gieng ein neu angenommener Hatzschiefer in ein verdächtiges Wirthshauslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: „weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in acht, vielleicht gibts etwas zu fischen.“ Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshauslein. Der neue Hatzschiefer fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nemlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute, und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei von dem Elefant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch, und sagte: „zum Exempel, dieß wäre die Donau.“ Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Setzt das war Ulm.“ Ein anderer als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann. „Ich bin von Ulm, und hätte Haus und Gewerbe daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr.“ Der betagte Mann sagte: „Landsmann Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr,“ und sieng an zu habern und sich zu vermessen über die Zeit und über

die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatzschiefer im braunen Ueberrock aufmerksam und stille, und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne euch.“ Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen,“ und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatzschiefer sagte, „Guter Freund ich kenn euch nicht. Aber ich will euch noch einmal gewarnt haben.“ Der Betagte erwiderte: „Warnen hin und Warnen her! Was wahr ist muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig, als die freie Rede, und so und so.“ Da schlug der verkleidete Hatzschiefer den braunen Ueberrock zurück, und zeigte sich wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufschlägen und einem Bändeliez. „Setzt guter Freund,“ sagte er, „setzt kommt mit mir!“ Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatzschiefer erkannte, auf einmal wie ungewendet. „Guter Freund,“ sagte er, „ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen seyn. Ich sehe schon,“ sagte er, „wir müssen eine Boutheille mit einander trinken, daß ihr mich besser kennen lernt, und forderte noch eine Boutheille, und winkt der Wirthin, „Kom Guten.“ Allein der Hatzschiefer sagte: „Ich habe keinen Wein mit euch zu trinken,“ und faste ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel ich sey ein Feind von Angaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will euch das Gegentheil beweisen, denn ihr seyd auch eine obrigkeitliche Person und ich habe vor euers gleichen Respekt.“ Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche, und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatzschiefer sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen.“ Eine Gasse weiter, fuhr der Arrestant fort: „Was gilts ihr seyd noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch

Kinder zu sorgen, weil ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will euch zu einem schönen Weibsbild führen.“ Der Hafschieer erwiederte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich euch zu einem Mannsbild.“ Als sie aber mit einander in den Polizeihof, und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, sieng der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Denn es ist jetzt Zeit dem geneigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hafschieer war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant schaute ihn gebieterisch an, und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ebro Gnaden Herr Stadtvogt,“ sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretirt mit Manter und in der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibseuten.“ Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefaße, und schenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem solchen Ort mag es nicht gut seyn, in Spießbube zu seyn, wo ein Hafschieer selber ... andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein ist noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeiffenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

Die Besagung von Oggersheim.

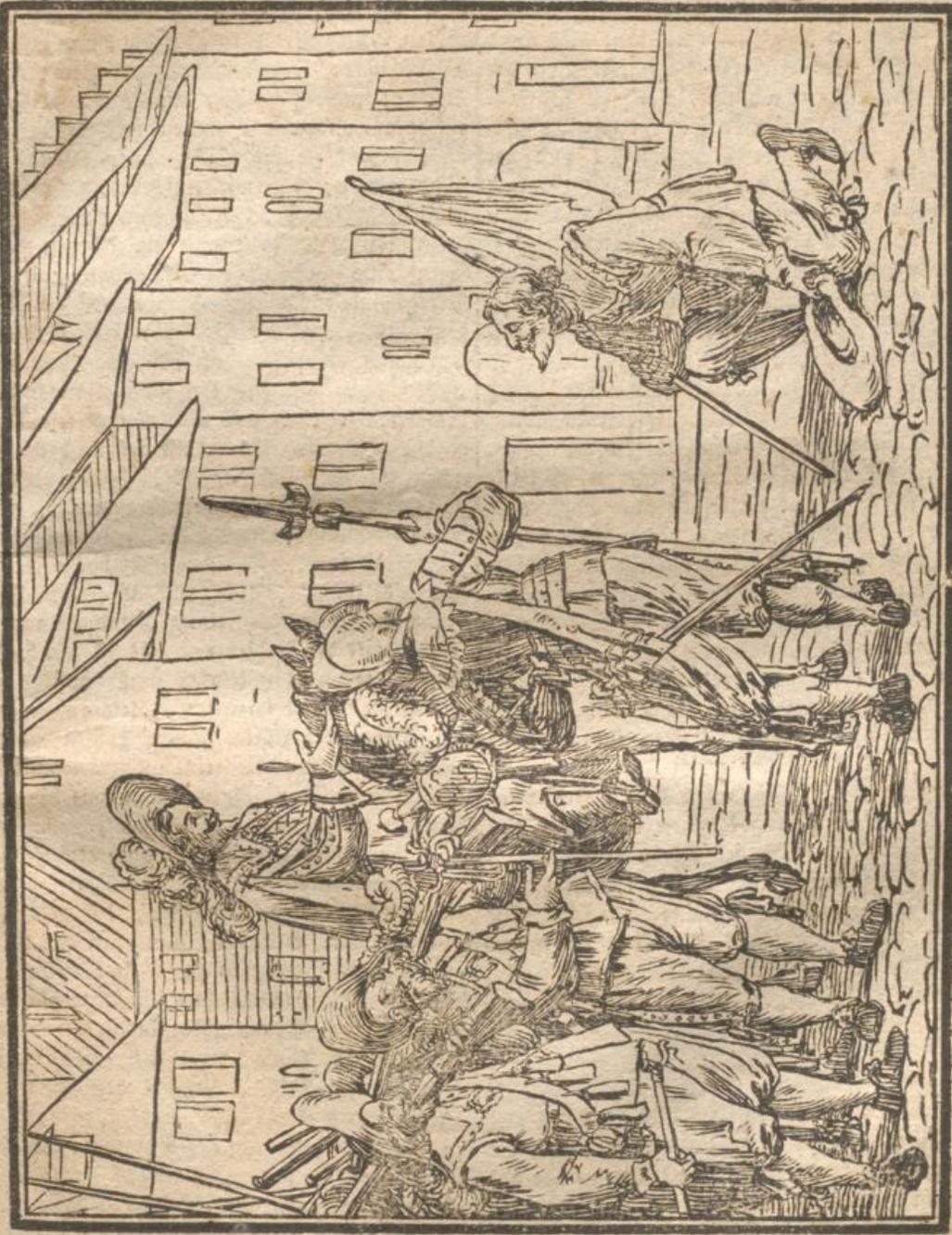
(Mit einer Abbildung.)

Zu Oggersheim gegenüber von Mannheim,

227

um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Deffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonsalva hintrompeten ließ: „Wenn ihr bis Morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt, ließ er hinein trompeten, alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturmarsch schlagen lasse, und doch hineinkomme,“ da sahen die Helden einander an und sagten: „der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste. Nur einer dachte: Was soll ich thun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Kindbett kommen? In Gottes Namen ich bleibe da.“ Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten, und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weißen Fähnlein auf die Stadtmauer, und rief in das spanische Lager: „Kund und zu wissen sey euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garnison und der ehrfamen Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen das Eigenthum zu schonen: und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses thut und halten wollt, so sollen euch in einer Stunde die Stadtthore geöffnet werden. Ich, der Trompeter.“ — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. „Ja, Nein — Nein, Ja. Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen,“ sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen keiserlichen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden?“ und rief mit lauter Stimme: „Alfordirt!“, Nach einer Stunde als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Thor war niemand. —

en,
ig-
oor
in-
re-
die
zu
un
der
in-
gen
er
am
m-
e,"
en:
ste.
ine
gs
n?
un
er
mit
er,
nd
m-
nd
er-
die
af-
lt,
ore
-
te
as
,"
en
er-
he
f-
nd
it
no



„Sie werden am innern seyn.“ Am innern Thor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz seyn.“ — Auf dem Platz stand mütterseel allein mit dem weissen Fähnlein der herzhafteste Bürgermann. „Was soll das heißen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Bürgermeister und der Rath.“ Da fiel der Bürgermann vor dem Feldhauptmann auf die Knie nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich Euerer Großmuth anvertraut hat. Die andern sind nach Euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ehlenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompete, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich seit gestern hätte desertiren wollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spisrutthen jagen müssen.“ Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehn, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so leistete er doch was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen der brave Bürgermann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Thro Gnaden,“ sagte er, „wolltet ihr mir nicht auf eine Viertelstunde euern Feldpater leihen, wenn er evangelisch taufen kann? der ehlenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartirt,“ da sagte der Feldhauptmann. „Da braver Kammerad und ich will Gevattermann seyn und dein Kind zur Taufe halten.“ Also hielt der General das Kind zur Taufe und schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spaniolen wieder weiters.

Die Schlafkameraden.

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirthshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an, und ließ sich bei dem Nachteffen beiderlei wohl schmel-

ken, nemlich das Essen selbst, und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirth hat Gutes. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „ich will meinem Herrn keine Schande machen,“ und trank, wie im Born ein Glas und eine Boucille nach der andern aus, sagend zu sich selbst, „der Wirth soll nicht meinen, daß wir Knicker sind.“ Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirth! „Herr Wirth ich hab' an eurem Nothen so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafküblein.“ Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!“ denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nemlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig, und dachte: „Ich will nicht wunderlich seyn. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's thut.“ Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken.“ Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche hohlen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nemlichen. Der Herr sieng endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mahometsknochen.“ Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo, sagte er, wackerer Seminarist!“ Der Bediente aber stammelte für sich, „soll leben der wackere Seeminister, und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab.“ „Hast du's gehört An-

ton? So eine That wiegt viele Meriten auf," fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten," erwiderte der Diener; und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton jetzt wollen wir ins Bett." Der Anton sah seine Flasche an, und erwiderte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf seyn in der Wirthschaft." Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sey. Also stand er auf, und trank es aus. „Sonst verzieht es," dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nemlichen Wand mit den Fußstättchen gegen einander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht wie? „Soll ich denn gestern Abend haben Backsteinas heraus kommen lassen," dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sey, fühlte er auf einmal neben sich etwas lebendiges und warmes, und das warme und lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er, „Anton, Anton," mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton," schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihre Hochwürden," erwiderte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hülfe! Es liegt einer neben mir." — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer," erwiderte der Bediente, und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. „Anton, Anton," rief der Herr, „meiner reißt mir

den Kopf ab," und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung." „Reimer will mir die Nase ausschlagen," schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus schrie der Herr und komm mir zu Hülfe." — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die Beiden mit einander, daß keiner dem andern konnte zu Hülfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendikel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind, mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Koth, lagen Beide mit einander ringend auf dem Boden, und schriean Peter Morbido um Hülfe. Da lächelte der Wirth in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Koth hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber schauten einander mit Bewunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst Anton," sagte der Herr. — „So, seyd nur Ihr es gewesen," erwiderte der Diener, und legten sich wieder, ein jeder in sein Bett, worin er gehörte.

Der Herr Wunderlich.

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöset sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie ergieng es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger Namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus," sagte der Bürger, bis zum Eisenladen, hernach

links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach! beim rothen Löwen wieder links. Numero 428 ist mein Haus, Jakob Wunderlich." Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ist nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da," und repetirte für sich: Eisenladen, — links — rechts — links — Numero 428. Aber in der Kneipe saßen bei einem Saueressen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen herein kommen, stieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere sieng an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben, sagte er, und bei den Russen gewesen seyn, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, so Ehlen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Pallisaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonet, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinander ziehen, wie ein Perspektiv für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Acht und vierzigpfänder. Jeder hat sieben Leben. Tödet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Musterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber verging Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtniß heraus verschwunden, und wen er fragte, „Guter Freund, wißt ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich

das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus," der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Thore Numero 1." Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der ntern Vorstadt Numero 916. Glücklicher Weise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt, durch die Schulgasse und einige Schüler standen vor der Thüre. „Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammen weht." „Junger Herr", sagte er zu einem, wolltet ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiderte: „Guter Freund ich bin noch nicht in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie, (so hieß die Classe, worin er saß). Wenn ihr aber," sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis drinn steht: Tunkus, Blemsum, Schalelei, It, mac und Norma, der schlagt's euch auf für zwei Schillinge." In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister ich habe vergessen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet ihr nicht so gut seyn und es mir aus Eurem Gribis Grabisbuch dort sagen." Der Schulherr aber schaute diese Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund," wollte er sagen; „das ist wohl wunderbarlich von euch, daß ihr meint, ich könne euch aus meinen Büchern sagen, was euch im Kopf fehlt." Als er aber angefangen hatte: „Guter Freund, das ist wohl wunderbarlich," fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Bewunderung in die Rede. „Ganz richtig," sagte er, „es ist Herr Wunderlich. Capperment," sagte er, „daß heiß ich ins Schwarze getroffen gleich auf den ersten Schuß

und ohne Buch“ und entfegte sich jetzt noch vielmehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schillinge wieder, und ließ ihm hernach durch ein Bublein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Muthwillen.

Merkwürdiges RechnungsExempel aus der Regula Societatis.

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte 5 kleine Ziegenkäse, der andere 3. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Strafe herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!“ Also aßen sie selbst drei fünf und drei, sind acht Käselein jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten, und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld mit einander geschenkt, also gehören jedem vier. Was deine 5 Stücke mehr werth sind, will ich dir herausbezahlen.“ Da sie nicht einig werden konnten brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach: Welchem von beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von beiden, sondern er sagt: „demnach und wie ihr mir beide die Sache vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von rechtswegen. Punktum.“

Man meint nicht, daß der Urtheilspruch richtig sey, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käselein in 3 gleiche Theile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käselein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich

bekam der dritte Mann von den 15 Stücken des ersten, sieben. Denn acht von funfzehn bleibt sieben. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. Sieben und eins thut acht. Also gehörte auch dem ersten sieben Dublonen von rechtswegen, und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen, erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sey unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist, zweitens wie mißlich es sey einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.

Des Dieben Antwort.

Einem Dieb, der sich mit Reden maufig machen wollte, sagte jemand: „Was wollt ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in eure Heimath zurückkehren, und müßt froh seyn, wenn man euch hier duldet.“ — „Meint ihr,“ sagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich so lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, sie ließen mich nimmer fort.“

Die Waizenblüthe.

Nie muß sich einer über fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe — sagt man: „Mein Waizen blüht.“ Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Strafe giengen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber, und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Waizen blüht.“ Nemlich weil es neue Häuser aufzuschlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg

sah, fiel er ins nemlichen Augenblick in einen Graben, und brach seinen Arm entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen sey zeitig.“ — Der geneigte Leser versteht's.

Veronika Hakmann.

(Mit einer Abbildung.)

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813. die Geschichte von jenen zehn frommen alten Diensthöten las, und kennt noch alle wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick zu Muthe, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sey nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermuthet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier so große Freude, als die andern alle.

Im Jahr 1744 als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim, Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers, und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war, und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern so zu sagen, als ein werthgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele gieng, kam es sie, wie ein Sehnen

an, und „Du,“ sagte sie zu ihrem Brodherrn, gib mir dein Kind ein wenig,“ denn sie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd: Ihr. „Warum,“ verlangt ihr das,“ fragte er sie, „so doch Eure „Arme nicht mehr im Stande sind etwas zu tragen, und Eure Knie kaum euch selber halten können.“ Sie erwiderte: „Ich habe Dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe.“ Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen und er hieß die alte treue Greisinn nieder sitzen, und neben stehende Figur zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schoß legt. „Gott lohne Euch, sagt er zu ihr, alles was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt.“ Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen.“ Ein und Sechzig Jahr war sie im Dienst und Brod des nemlichen Hauses, und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens.

Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sey; auf einmal, unterhalb Seefeldens, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund,“ sagte er, mir ist so wohl. Examinirt mich ein wenig über das Sprüchlein: du machest fröhlich alles, was da wehet, beide des Morgens und des Abends.“

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probiren. Was heißt das: du machest fröhlich?“

rod-
enn
hm,
der
und
rjo-
rum
ture
zu
hals
abe
ater
erne
ebe
der
nen
reis
gur
hof
les
ren
nich
ahr
hen
ten

nes

gen
irts
iter
ein
ut,
da
nte
d,"
ein
est
de

en.



8

234

Sagt darauf der Adjunkt: „das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute - Niemals Gestern - Morgen kommt selber.“

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich verstehe euch nicht recht.“

Da wollte der Adjunkt fast furios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat,“ sagte er, daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war, oder auch besser, und ob es morgen besser seyn werde, oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt, als bei euch,“

„Nichts für ungut,“ sagte der Hausfreund, „Was folgt nun daraus?“ —

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böse Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen.“

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?“

— Antwort: „Alles was webet.“

Was versteht ihr darunter?

— „Erstlich und vordersamst,“ sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft, und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ist sie eine Fliege, und wenn's seyn kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseyns.“

„Zweitens, versteh ich darunter,“ sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt, und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschle-

fen muß in den langen Zettel, so sieht er doch wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er inne haltet, und eine Prise nimmt, denkt er: du nährest dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut.“

„Drittens,“ sagt er, „versteh ich darunter Mich den Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechräthsel, ja Standreden in euern Kalender, und alle euere Leser haben mich gern. Seht hier ist nichts,“ sagte er, indem er die Taschen umkehrte, — hier ist nicht viel — hier ist die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen, in Reutlingen. Wenn wir fertig sind, sing ich euch eines davon.“

„Viertens und endlich,“ sagt er, versteh ich daru ter alles was webet, das heißt: alle Menschen. Denn Weben oder Weben heißt so viel als sich bewegen. In ihm leben, weben und sind wir. Weben heißt, rührig seyn mit den Gliedmaßen, Schaf-ten und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes.“

„Folgt daraus, Adjunkt?“

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schoß legt, und nicht rührig und eifrig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich seyn, wenn er schon so aussieht. Denn es heißt: Du machest fröhlich alles, was webet.“

„Fragt sich nun drittens, Adjunkt: Warum heißt es: Beide des Morgens und des Abends?“

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tageszeiten gleich sind. Habt ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am lustigsten sind? Morgens, wann sie hinausgehen, und Abends, wann sie heimkommen. Oder wann stimmt euer Nachbar, der Schuhmacher seine Lieder an: Süßer Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht. Er schneidet das Leder zu, und zwingt es über den Leist, und die Morgen-sonne grüßt ihn zwischen dem Kirchturm hinein und zwi-

schon der Zehndsteuer. Am Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat, und die Ruhe kommt. Der Schuh ist fertig, nett und ohne Fadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein, und die Böffel und Sabeln rühren sich schon in der Schublade.

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?“

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags sitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geschäft doch fertig seyn, also bleibt er daran bis Mitternacht — einem solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektirt die Tageszeiten nicht.“

„Adjunkt,“ sagte der Hausfreund, „wenn ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an euch ein Pfarrer verlohren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!“

Da sang der Adjunkt durch Seefelben hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.

Weltbegebenheiten.

Der Brand von Moskau.

Als im Jahr 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so:

Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Oestreich mit einem Hülfskorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. Sept. zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder heraus getrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: „Moskau ist verbrannt.“ Aber der geneigte Leser wird fast

die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen aneinander gebauenen Städten. Die erste und innerste, der Kreml, welcher fest war, und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weiße Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch) um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Bier solche Städte, aneinander gebaut, wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch 30 Vorstädte, in allem aber 20,000 Häuser und Palläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirthshäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort, 400,000 Einwohner, und 12 Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und Asche, und wer seit dem vorüber gieng, sah nichts mehr, als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Rörthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht; wenn in einem Umkreis von 12 Stunden 20,000 Häuser theils in Flammen theils in Gefahr stehen, und so viel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen, und 400,000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und niemand retten, niemand mehr löschen kann. Alle Feuersprihen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagereisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, Hochschwängere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ibrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau

ohne Hilfe in Kindesnöthen, und gedahr ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern überzusammengerastten Reisern ein ärmliches Mittagmal und seufzte dazu: „Ach wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: „Ach wie glücklich bist du, daß du etwas zu kochen hast.“ Wie viele umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter und in der fürchterlichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke mußte zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken Preis gegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonet und Sturmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldennuth. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.

Der Friedensstifter.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Bürgermänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirthshaus beleidigt, und waren doch zu honett einander anzugreifen, und zu eigenfinnig, einander zu vergeben. Also nährten sie den Unfrieden im Herzen. Das klagte jemand dem Herr Theodor, und wie alle Mittel vergeblich seyen, sie mit einander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne sie. Bis Morgen sind sie gute Freunde.“ Also hat er jeden ins besondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht essen wollte. und setzte sie an den Tisch neben einander. Keiner gönnte dem andern ein Wort, oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem

Herr Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor das Licht auf, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen, und sagte: „Nichts für ungut! Ich wills gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinaus gieng, gab er dem einen von der Seite her, wo der andre saß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Also gab dieser dem andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationsexempel mit einander fort und zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Licht wieder kam und traf sie an im wilden Kampf und Handgemeng sagte er: „das ist recht gut und löblich, ehrenwerthe Nachbarn und Gäste daß ihr euch gegen einander expliciert, und ich hab schon den ganzen Abend gemerkt daß ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt. Ich sehe daß es euch aufrichtig um Aussöhnung zu thun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverholen zu verstehen giebt. „Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verläugne, sagte der eine, so ich doch Farbe angegeben habe.“ Der andere sagte! Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für einen Gastein angehehn. Ihr wißt wie schmutzig die Charten sind.“ Drauf ließ sich der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen, und schlichtete ihn vollends aus; den andern Tag waren sie wieder gut Freund.

Fortgesetzte Erklärung der Zeittafel. Die Allemannen am Rheinstrom.

Der geneigte rheinländische Leser hat vor einem Jahr mit seltnem Fleiß und Wohlgefallen vernommen, wie es ausgefallen hat in dem Lande seiner Heimath von Anbeginn bis um das Jahr nach Christi Geburt zweihundert, und er hat sich nicht verdriessen lassen, unterdessen um ein Jahrlein älter zu werden, damit er jetzt ersahre, wie es von jener Zeit an weiter ergangen ist, und wer die Allemannen sind, die der Hausfreund, so zu sagen, wie ein Quartierma-

her aus dem dritten Jahrhundert, im Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß niemand recht zu sagen, wer diese berühmten Allemannen waren, noch wo sie auf einmal hergekommen sind, wiewohl es sich dem zahlreichen geneigten Leser am Oberrhein seine wahren Stammväter und Ahnorden, von deren Blut er abstammt, große grobglieberige Menschen mit blauen Augen, krausen rothen Haaren, voll Kraft und Muth und Trug, fröhliche Trinker und Spysler, ohne Kenntnisse. Es geht noch manchem ein wenig nach. Wenn einem von ihnen ein zehnjähriges Bublein, wie sie heutzutage in die Schule gehn, ein Additionserempel angefügt oder ein ABC Bublein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjährige Tochter des geneigten Lesers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben, „da, Rütterlein backe Sträublein draus,“ sie hätten nichts wissen damit anzufangen. Noch wurde kein Vaterunser, noch kein Ave Maria gebetet. In die Kirche giengen sie nach Schaffhausen an den Rheinfluss, oder in die dichtesten Wälder, oder auf den Berg. Denn sie besetzten unsichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein, und opfereten ihnen Pferde. Sonst war ihre liebste Beschäftigung der Müßiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften sie mit den Römern in unversöhnlichen Kriegen zuerst um die Landchaften zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günstig schien, fielen sie in das römische Gebiet jenseits der Flüsse ein, und spannen meist wenig Seide dabei, bis gegen das Ende.

Dem geneigten Leser müßte es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich sey, daß er nach anderthalbtausend Jahren noch von diesem Heldevolk abstammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren sollte, was es von einem Feldzug zum andern für schreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo ein Thal des Schwarzwaldes sich aufthut, stütheten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Allemannen siegeslustig hinaus, jetzt die Römer racheschnaubend mit Feuer und Schwert hinein. In alle Bäche floß allemannisches Blut. Mehr als einmal giengen nach römischen Berichten, die Allemannen hunderttausend Weife in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geschäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt

mit blutigen Köpfen wieder heim kam, waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60,000 liegen. Dann die naakte deutsche Tapferkeit und Kraft ohne die Kunst des Krieges vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die geharnischten Reihn und Glieder der Römer gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünste, mit unter auch Schelmstücken. Mit 60 bis 80,000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen, und die Römer anzugreifen, wo wir sie fanden, war uns ein Leichtes. Aber wieder heim zu kommen, und die Feinde abzuhalten, daß sie nicht über den Fluß hinüber nachsetzten, war oft etwas schweres. Die Geschichte erwähnt eines mannhaften deutschen Fürsten und Heerführers mit Namen Chnodomar, sie erwähnt auch eines Fürsten und Helden mit Namen Badomar der im Breisgau und Oberland ein Herr war, und nach der Vermuthung eines achtungswerthen Gelehrten seinen Sitz hatte, wo jetzt Thumeringen steht im Wiesentkreis, also daß dieses Ort zuerst geheissen hatte Badomaringen. Der ist manchmal auf seinem Hengst durch die Wiese geritten, oder im Käserhölzlein auf der Jagd gewesen und hat mit lusternem Auge hinüber geschaut in das Gebiet der Römer jenseits Rheins. Chnodomar und Badomar und andre deutsche Fürsten als Uri, Ursiz, Westralp und mehrere giengen mit ihren Heerschaaren über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römischen Feldherren Sullanus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen schien, war sie verlohren. Chnodomar wurde gefangen, der gereizte Feind kam über den Rhein, und raubte heidnisch mit den Leuten. Aber Badomar, der König von Thumringen, rettete sich und sein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch List und schändlichen Verrath in ihre Gefangenschaft und schleppten ihn nach Spanien. Später wurde auch sein Sohn Bitigab ein gar feines und kluges Herrlein auf Anstiften der Römer von seinem Bedienten heimlich ermordet. Was denkt der geneigte Leser zu einer solchen schlechten Aufführung? Viele tausend biederer Allemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportirt, und man hat von den wenigsten mehr erfahren, was aus ihnen geworden ist, ausgenommen ein Mägdelein von Doneschingen Namens Bislein, das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er

sich nicht nachher in dasselbe verliebt, und laut gesagt, es sey in ganz Rom kein Mädchen mit diesem allemannischen Lächterlein zu vergleichen. — Wenn er iht erst käme, und eins aussuchen dürfte. Aber in der That man weiß nicht zu sagen, wo die vielen Menschen hergekommen sind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grausamen LandesVerwüstungen noch übrig waren, kraftvoll und rüstig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfang zu zerbrechen. War nicht auf einmal selbst das ganze jenseitige Rheinland von Basel bis nach Mainz und bis an die jenseitigen Gebirge unterthan der allemannischen Macht? Alles schien sich wieder zu erheben, bis ein neues kriegerisches Schauspiel begann. Draußen über dem schwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat, und seltsame Völkerschaften eines andern Welttheils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten die Hunnen ein wildes räuberisches Gesindel, und es wird nicht viel gefehlt seyn, so war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der schlimmste unter allen. Attila brach um das Jahr 451 mit seinem Volk aus ihren Wohnsitzen auf, um in Europa, so weit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu sengen und zu brennen und zu morden, und wo er hinkam, in den ersten 24 Stunden war alles verwüstet und verödet, und je weiter er zog je furchtbarer vermehrte sich sein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerstrom in seinem Lauf größer und größer wird, durch die Waldströme die sich rechts und links her in seine Fluthen ergießen. Jetzt ist der Hunnenkönig schon am Saustrom in Ungerland, jetzt schon an der Donau, jetzt schon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig sein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der rechte am Neckar herab und am Rhein. Es ist einerlei wie viel man sagt, ob hunderttausend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu verheeren. Zwar schlug der Allemann die Hand an's Schwerdt. „Was wollt ihr?“ Aber der Hunne sagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns.“ Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Allemannen seyen auch ein wenig mitgegangen auf's Abentheuer. Vogel frey oder stirb. Also gleich über dem Rhein zerstörten sie die stolze Stadt Augst. Zwei Dörfer stehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit sind noch sichtbar. Hierauf zogen sie bis nach Chalons in Frankreich hinein,

um dort Schläge zu holen, bekamen sie auch und suchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimath. Die Allemannen aber erhoben sich wieder und was will der geneigte Leser sagen, bis zum Jahr 496 waren sie eines der mächtigsten Völker in Deutschland. Von Mainz und Eölln bis weit in die Schweiz hinauf und bis nach Tirol und Baiern hinein war alles unser, und unsern Zorn blühten die alten römischen Städte, selbst Straßburg nicht ausgenommen und Constanz. Damals konnte ein Allemanne sich etwas einbilden, wenn er sagte: Wir.

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leser diese Freude an seinen Voreltern ein Jahr lang gönnen. Aber was man angefangen hat, muß man auch enden, und mit der allemannischen Macht wird es geschwind geendet seyn. Denn die Deutschen wissen von nichts andern, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sey besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nemlichen Sprache reden können. Also grüßten jetzt die Allemannen und die Franken, zwei deutsche Völker, eins das andere selber an, und repetirten im Jahr 496 bei Büllich in dem ehemaligen Herzogthum Füllich die Schlacht zwischen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung seyn, diese Schlacht sey nicht einmal bei Büllich, sondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg schon völlig in den Händen der tapfern und trugigen Allemannen, und die Reichen der Franken wichen auf allen Seiten, bis in der Herzensangst und Verzweiflung der fränkische König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, so wolle er ja gerne ein Christ werden, seine Frau sey es ohnehin schon. Es waren aber damals schon ganze christliche Regimenter unter dem fränkischen Heer, und einer rief dem andern zu: „du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, so will er sich taufen lassen. Also schlugen die Christen uubarmherzig auf die Heiden drein, die Allemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für diesmal, und ihre theuer errungene Freiheit und Herrschaft auf immer.

Wer diese Franken sonst ein wenig gewesen sind, und wie es unsern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen ist, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leser

aber wird Flug seyn, und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kistlein legen, bis er alle beisammen hat. Bereits aber wird er seine lustigen Thäler, voll Kirchtürme, seine fruchtbaren Felder und Hügel, seine Berge mit andern Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat, und wird manchmal denken: „Gottlob es sind jetzt gleichwohl bessere Zeiten.“

Fortsetzung der Weltbegebenheiten.

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder meint, er wollte es gewiß am besten machen, wenn aber einmal der oberste Weltregent, der den Königen die Kronen aufsetzt, und dem Schwerdt den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zusammen schlagen und ihn bitten müßten, sich der Menschheit wieder anzunehmen, wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Cabinet hineingeschaut und seinen verborgenen Rathschluß erspäht hat.

Als nemlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte, und die Russen in das deutsche Frühjahr hineinrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so, daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufständeten, und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten. Auch erwartete man selbstiger seits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18. März waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe, und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen sie in Dresden der Hauptstadt von Sachsen ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher Weltkundige geneigter Leser auf seiner Wanderschaft wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein seyn, ehe man Zeit hätte in der Geschwindigkeit etwas russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu thun wäre, die franzö-

sische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Pabst nach mehrjährigen Mißhelligkeiten eine neue Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander ausöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glaubens.

Als aber die Schleen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmuth dachten, (gesagt hat man's ja nicht) „diesmal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden Stich halten kann“ da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man billig hätte sagen mögen es sey in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nemlich die Erstödeten im Feld seyen wieder auferstanden daheim. Aber am 25. war der Kaiser schon in Erfurt, am 28. in Weimar, am 29. in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten berühmten Schlachtfeld von Lützen, denn auf diesem Felde war schon im 30jährigen Krieg am 6. November 1632 zwischen dem schwedischen König Gustav Adolph und dem Kaiserlichen General Wallenstein eine der merkwürdigsten Schlachten geliefert worden. Der große König Gustav Adolph verlor in derselben durch einen Büchsenenschuß das Leben. Aber seine tapfern Schweden behaupteten das Feld und den Sieg und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Lesers Altvordern. Sonst geschieht es selten, daß im Lauf der Zeiten, in dem nemlichen Revier zum zweitemal eine Schlacht geliefert wird; gleichsam als wenn die Geister der Erschlagenen das Feld behüteten und wie es an manchen Orten der Brauch ist, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt, und die Knaben und Mägdelein den Erndtetanz dort halten, dagegen haben sie nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geschehen ist. Denn der Russe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Gustav Adolph und den Erschlagenen auf diesem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den ersten Schuß, und begann damit eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten

und Getöbtefen, gering geschätzt, auf vier und dreißtausend. Viele umliegende Drtschaften wurden an diesem Tage ausgeleert und zerstört. Lützen selbst verlorh 200 Häuser durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüstung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimist, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Partei in dieser mörderischen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davon getragen habe. Mit gleicher lobenswerther Tapferkeit focht der Franzos, der Rus' und der Preuß'. Der Musketier stand dem Reuter, der Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai ergieng in Berlin, der preussischen Hauptstadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut stünde, alle Männer bis zum Gosten Jahr sollten sich schleunig bewaffnen, und wo der Feind sich zeigen wolte, sollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Personen, alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, alle Postherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräthe weggeschafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen sollten verbrannt, alle Brunnen verstopft werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorschub finden sollte. Noch nie ist eine solche schauerliche Maßregel zur Berstörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzosen selbst aber rückten unterdessen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Dresden. Am 12. giengen die Franzosen über den Elbstrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Gegenden des schönen und volkreichen Sachsenlandes verstoßt, und alle Dörfer an der Militärstraße verlassen. Brannte nicht am 12. die Stadt Bischoffswerda mit Kirche Rathhaus und 318 Bürgerhäusern also nieder, daß nur noch drei Firten übrig sind. Aber am 18. brach der Kaiser selbst von Dresden auf und lieferte am 20. eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lausitz im Sachsenreich, nicht weit von der schlesischen Grenze. Der geneigte Leser wird gar nicht fragen, wer gesiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen, und die Stadt in den Händen der Franzosen. Der 21. vollendete bei Wurzen was dem Sieg vom 20. noch fehlte. Ein und zwanzig Dörfer wurden an diesen zwei Tagen ein Haub der Flammen. Meilenweit alle Vorräthe aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerstört, alle Saatsfelder abgeweidet und

zertreten. Keine Sichel gieng dort im Jahr 1813 in die Erndte. Aber am 23. rückte der Kaiser in Preussisch-Schlesien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tausend Franzosen waren noch von Anno 1812 her, in einer Reihe von Kriegsstädten, von Polen heraus bis an die Elbe durch die Russen eingeschlossen. Gzenstodow, und Torgau und Spandau mußten sich ergeben. Aber Torgau, Bittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hat, und Slogau in Schlessien wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzosen, und sollte für seinen Abfall eine Buße von 48 Mill. Franken entrichten, also daß diese unglückliche Stadt, wenn sie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulben an dieser Summe abbezahlen wolte, doch erst in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wußt's nicht aufzutreiben.

Vom 4. Juni an war Waffenstillstand, aber es war schwer zu errathen, ob zur Wiederherstellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortsetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutirt, die ganze Elbe besetzt. Am 10. August kündeten die Russen und Preußen den Waffenstillstand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Desfreich dem französischen Kaiser den Krieg. Auf der einen Seite standen jetzt Rußland, Preußen, Desfreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der rheinische Bund, Stalien, Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Welttheils gegen die andere, und kein Sternlein der Hoffnung schaute durch die Wolken der Gewitter.

Der rheinische Hausfreund an einen unsichtbaren Correspondenten.

Guter Freund! Eure Zuschrift ohne Datum und Namen habe ich wohl erhalten. Aber die Geschichte von der verlohrenen Kappe will sich nicht recht in der Kalender schicken. Für so lustige Betteln, wie Ihr einer zu seyn scheint, ist es allerdings ein Spaß, wenn man eine solche Begebenheit erlebt hat, und die Personen dazu kennt, daß man sie hernach in dem Kalender finde, und allenfals eine Abbildung davon. Aber die übrigen Leser (man berechnet auf das Jahr 1814 ungefähr 700,000 die nichts von Weitenah wissen,) solche machen langweilige Gesichter dazu, wenn nicht in der Sache selber liegt. Seid so gut, und schickt mir sonst einmal etwas nettes, zum Exempel von Euren eigenen lustigen Streichen.

Euer wohlgenigter Hausfreund.